

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 7 (1903)

Artikel: Gilda
Autor: Schaffner, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571949>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



[Am Zürichsee bei Rüschach.]

— ❧ Gilda. ❧ —

Novelle von Jakob Schaffner, Basel.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Erstes Kapitel.

Des Abendrotes weiche Fittiche schwebten über dem Sabinergebirg. Das hochgelegene Subiaco schwamm in einem Lichtgewölk mildbglühender Kosmarindüfte. Abendlieder hallten von den Bergen. Abendlieder summen in der Ebene. Ein feines, süßes Klingen zog mit den Rosenwölkchen durch die Lüfte hin dem Meere zu.

In einem bescheidenen Häuschen Subiacos saß in seinem Stübchen ein gar liebes Mädchen. Sie hatte große schwarze Augen, reiches goldbraunes Haar, hieß Gilda und wand für ihre Freundin Giuseppina aus Kosmarinblüten ein Brautkränzchen. Die Goldlichter der Abendsonne, die ihr zwischen den feinen Fingern spielten, band sie auch in das Kränzchen. Und ein paar Tränen, die ihr über die bräunlichen Pfirsichwangen hinabrollten, flocht sie ebenfalls hinein. Mit ihrem linken Fuß hielt sie eine Wiege in leiser Bewegung. In dieser Wiege lag unter Sonnenlichtern und Kosmarinblüten in süßester Nachttheit der kleine, herzige Serafino, Gildas Söhnchen, und schlief. Er kümmerte sich nicht darum, daß seine Mutter sein Bäuchlein als Blumentischchen benutzte, und der Giuseppina konnte das auch nur Segen bringen.

In einer Ecke des Stübchens befand sich eine mit buntem Stoff drapierte Konsole. Dreierlei Dinge standen darauf: in der Mitte ein Spiegel, in dem sich Gilda nicht selten und nicht ungerne beschaute, rechts ein Madonnenbild, vor dem immer ein Lichtchen dämmerte, und links das Porträt eines jungen Mannes, vor dem immer ein Zweiglein grünte oder ein Blümchen blühte.

Und als das Kränzlein fertig war, setzte es Gilda sich ins goldbraune Haar und trat vor den Spiegel, vor dem sie längere Zeit in wehmutsvolle Betrachtungen versunken stand.

Da gurrte, turtelte und schwirrte es die Treppe herauf und zum Stübchen herein, und von der Türe her rief Giuseppinas Stimme mit gutmütigem Lachen:

„I du! Das ist vorbei für dich! Berscherzt für immer!“ Dann näher tretend, fuhr sie fort: „Schön gestanden hätte es dir, das ist wahr! — Wenn du nur auch klug gewesen wärest und hättest den Luigi Leopoldi noch geheiratet! Ach, warst du dumm . . .!“

Sie lachte wieder und schaute ihren Verlobten, mit dem sie morgen sollte verbunden werden und den sie nun mit heraufgenommen hatte, zärtlich an.

Gilda antwortete, indem sie das Kränzchen gelassen aus dem Haar nahm: „Hättest doch du ihn genommen!“

„Ich?“ lachte Giuseppina wieder. „Ich? Ich habe ja schon einen Mann, gelt, Giacomo?“

„Nun, und ich auch,“ erwiderte Gilda ruhig. „Komm, laß sehen, wie es dir steht!“

„Zawohl hast du einen,“ spottete Giuseppina; „aber er hat dich nicht. Geh', laß mich in den Spiegel schauen! — Ach Gott ja! — Giacomo, gefalle ich dir? Bin ich hübsch? Sage?“ Und als ihr die Antwort nicht rasch genug kam, drehte sie sich schmollend um. „Ach du! Stück Holz! Kloß! Bär!“

Giacomo hatte aber gerade bei sich festgestellt, daß Gilda eben doch um ein gut Teil schöner gewesen sei unter dem Kränzchen als nun Giuseppina. Jedoch beeilte er sich sehr, sein Schätzchen wieder zufriedenzustellen, was ihm mit Anwendung der gewagtesten Schmeicheleien und Lobsprüche auch bald genug gelang.

Und als Giuseppina dann noch einmal in den Spiegel sah, sagte sie achselzuckend und mit einem leisen Seufzer: „Gott! Solches Haar wie Gilda hat eben keine mehr in der ganzen Provinz, nicht einmal in Rom selbst. Aber was tut sie mit dem Haar, wenn sie keinen Mann dazu hat, gelt, Giacomo?“ Sie lachte wieder hell auf. „Komm, wir müssen noch sehen, daß Luigi Leopoldi uns auch die Kuchen besorgt. Soll ich ihn von dir grüßen, Gilda? Addio! Ich schick' ihn dir her. Und morgen kommst du um acht Uhr? Vergiß es nicht! Addio! Addio!“

Damit zog sie ihren bedächtigen Giacomo mit sich aus dem Stübchen, was diesen indessen nicht hinderte, unter der Türe noch einmal nach der schönen Gilda zurückzuschauen.

Gilda jedoch schien sich nicht weiter um die beiden zu kümmern. Sie saß schon wieder neben ihrer Wiege und begann von demselben Blumenvorrat einen Totenkranz zu winden; denn der junge Enrico Pauletti war gestorben. Es sollte nun eine Guirlande werden, lang genug, den ganzen Sarg zu bekränzen, und heute abend noch sollte sie fertig sein. Doch nicht etwa deshalb waren ihre Bewegungen so heftig und rasch, sondern sie war zornig. Und als sie gerade einmal aufschaute, hingen zwei Tropfen in ihrem langen, rotblonden Wimpernhaar, und in jedem blitzte ein kleines, regenbogenfarbiges Söhnchen. Es hatte auch niemand in der ganzen Provinz so seltsam goldene Wimpern über so seltsam dunkeln Augen.

Da stieß sie in ihrem Zorn, als sie nach einer Blume griff, unversehens ihrem Serafino ins Bäuchlein, daß er erwachte, seine dicken Beinchen anzog und sich verwundert mit beiden Fäustchen das Näslein rieb.

„O, mein kleines Schweinchen! Habe ich dir weh gethan? Ah, du lachst ja schon wieder, du Schelm? Ja, schau, da meint die Giuseppina, was sie habe an ihrem hölzernen Giacomo. Wenn ich den Stöffel nur anschaute, so wäre er heute noch mein. Weißt, Serafino, so einen Vater wie du kriegt eben kein anderer Junge mehr im ganzen Königreich. Da ist es immer noch schöner, einen Michelangelo gehabt zu haben, als einen Giacomo zu besitzen. — Er ist aber ein Schelm wie du, sonst ließe er uns nicht so im Schatten sitzen. — Am Ende sucht er andere Frauen. . . Wer weiß, Serafino? Aber da mag er nur suchen. Ich habe auch schon deutsche Frauen gesehen. . . aber Michelangelo kehrt gerne wieder zur Blumen = Gilda zurück!“

Solchermaßen sprach sie zum kleinen Serafino, der hin und wieder ein verständiges „Gähg“ dazwischen warf und sich im übrigen behaglich in seinem Nestchen ausstreckte.

Die Guirlande war schon ziemlich vorgeschritten, als etwas die Treppe hinaufschraubte und -stapfte. Dann klopfte es mit weichem Knöchel an die Tür, und auf Gildas „Herein!“ trat Subiacos wohlgenährtestes Pfäfflein, Padre Giuseppe, in das Stübchen.

„Grüß dich Gott, meine schöne Abtrünnige! Ah, wie lieblich nach Blumen und Reifern duftet's in deinem Stübchen! Daß sündige Frauen auch immer ihren eigenen Duft haben müssen! Siehst du, wie deine Seligkeit mir auf dem Herzen liegt, daß ich selbst deine steile Stiege nicht gescheut habe? Drum gewähre mir nun ein Plätzchen in deiner Nähe, damit wir über deine Seele sprechen mögen!“

Gilda berührte das dargereichte fette Pfaffenhändchen leicht mit ihren weißen schlanken Fingern und neigte sich ehrerbietig darüber. Doch vermochte sie nicht sich zum üblichen Handkuß zu verstehen. Etwas unsicher und halb verwirrt, weil sie nicht wußte, wessen sie sich vom Padre Giuseppe zu versehen habe, schob sie ihn den Polsterstuhl hin, doch so, daß die Wiege zwischen sie und den Padre zu stehen kam.

Des Pfaffen Erscheinen brachte ihr Mißbehagen. Einmal hatte sie, seitdem er ihr einige gar seltsame Fragen vorgelegt, seine Beichte zu meiden begonnen und auch keine andere aufgesucht, und zum andern schlug ihr nun das Gewissen, weil sie fürchtete, sie möchte doch im Unrecht sein und Padre Giuseppe komme nun, sie zur Rechenschaft zu ziehen. Sie empfand einen tiefen Widerwillen gegen den Geistlichen, und doch war er eine Respektsperson und ihr Seelsorger. Dieser Widerspruch zwischen ihren Gefühlen und ihrer Pflicht schuf ihr einige Bekümmernis, die allerdings erst mit des Padres Erscheinen empfindlich geworden war. Doch faßte sie sich bald wieder, um ruhig das Kommende abzuwarten.

„Ich wollte über deine sündige Seele mit dir reden,“ hub Padre Giuseppe an zu sprechen, nachdem er sich mit steigendem Mißfallen im Zimmer umgesehen hatte. „Aber angesichts solcher Abgötterei, wie sie in jener Ecke dort mir entgegentritt, muß jedes Wort nutzlos verwehen. Wie, ist es auch christlich, einen solchen Sünder mit der Himmelskönigin auf denselben Platz zu stellen? Und unter ihren Augen deinen vergänglichen Leib im Glas zu spiegeln? Wie? Ach, wenn es auch mein Bild wäre! Wie geschähe es deiner Seele wohl! Und wüßtest du,

wie ich Schmerzen leide um dich! Wie ich dich Sünderin auf dem Herzen trage!“

„Gähg!“ sagte Serafino und schaute den Geistlichen vergnüglich an.

„Und nicht nur dir, sondern auch dieser Sündenfrucht geschähe wohl, du entferntest des Verführers Bild aus deiner Stube und aus deinem Herzen und tätest an dessen Stelle das meine, deines Seelenbruders, du liebes, verirrtes Schaf!“

„Gähg!“ lachte Serafino.

„Denn siehe, nur um diesen Preis kann dies arme Würmchen in den Schoß der Kirche aufgenommen werden. Was für ein herziges Bübchen es ist! Und wie gut es gedeiht!“

Er streichelte Serafino liebevoll das Bäuchlein und schaute Gilda noch viel liebevoller an, wobei er tief aufseufzte. Bitter dachte Gilda: „Den Bauch streichelt er ihm; aber taufen will er ihn nicht.“ Dann aber, als sie aufblickend in des Padres verliebtes Gesicht sah, runzelte sie die schöne Stirn. Sie war nun im Klaren über des geistlichen Herrn Absichten.

„Die Sonne blendet ihn,“ sagte sie und entzog die Wiege dem Bereich seiner Hand. Dann arbeitete sie schweigend weiter.

Und Padre Giuseppe seufzte schweigend weiter, während er seinen Stuhl näher an Gilda heranzurücken begann.

Eine Weile lagerte eine schwüle Stille über den beiden. Dann sagte Gilda mit einer plötzlichen Freundlichkeit, hinter welcher der Schalk lächelte: „Wollten Ehrwürden so freundlich sein, mir dies Ende der Guirlande eine Weile zu halten, damit ich besser weiterwinden kann. . .?“

Erfreut griff schon der Padre nach dem grünen Ende. „Gewiß, gewiß, meine Liebe! Wer täte dir nicht gerne einen Dienst?“

„Aber Ehrwürden müssen mit Ihrem Stuhl weiter wegrücken; der Kranz sollte angespannt sein. Meine Mutter hilft mir sonst; aber wir können ja dennoch weiter sprechen, es plaudert sich nur um so angenehmer bei einer kleinen Betätigung.“

Sie lächelte ihn an, und er schob seufzend seinen Stuhl so lange zurück, bis die Guirlande angespannt und er fast an der Wand angelangt war.

„Gähg! Gähg!“ freischte Serafino, von dem Knarren des Stuhles belustigt.

Aus der Plauderei wollte es aber nichts werden. Gilda arbeitete emsig weiter, und mit wachsender Bekümmernis hielt Ehrwürden das grüne Ende in seiner Hand. Seine Blicke sah sie nicht, und wenn er seufzte, dann schaute sie wohl lächelnd nach ihm hinüber, sagte aber sogleich: „Sie müssen festhalten, Ehrwürden, sonst bekomme ich hier Nester in das Grüne, und das sieht unschön aus.“ Worauf sie sich sofort wieder ihrer Arbeit zuwandte.

Da kam wieder jemand die Treppe herauf, und Ehrwürden dachte es, als sei nun die Not am größten. Aber Gilda kümmerte sich gar nicht darum, sondern rief eifrig: „Halten Sie! Halten Sie! Sonst gibt es Nester!“ sodaß die Türe aufging, ehe das geängstigte Pfäfflein zu einem Entschluß gekommen war. Und herein trat lang und dürr und mehlfeststaubt Luigi Leopoldi, der

Bäcker. Weil er sofort den Padre erblickt hatte, ging eine mißvergünstigte Grimasse über sein bartloses Gesicht, während er die Türe schloß. Doch war nichts mehr davon zu bemerken, als er sich dem Geistlichen zuwandte.

„Das nenne ich eine sinnige Kurzweil, Ehrwürden!“ rief er neckend. „Sie werden mit mir einig sein, wenn ich behaupte, daß Gilda immer mit etwas Schönerem beschäftigt ist, wann man sie auch besuchen mag. Ehrwürden sind zu beneiden, sehr zu beneiden!“ schloß er überzeugt und mit einem sehnsüchtigen Blick zu dem schönen Mädchen.

Luigi Leopoldi war fünfzig Jahre alt und Junggeselle, letzteres allerdings nicht aus freiem Willen; denn es hatte ihm nie an heißern Gefühlen gemangelt. Es hatte den magern Mehlgeist einfach keine gewollt. Nun aber hatte er es sich in den Kopf gesetzt, daß sich Gilda glücklich schätzen müsse, noch seine Frau zu werden. Ihre Mutter hatte er bereits für sich gewonnen, die denn auch das Mädchen schon etwas Tüchtiges geplagt hatte um diesen Luigi Leopoldi.

„Wenn Ihr einen Augenblick wartet, Luigi Leopoldi, so dürft Ihr auch etwas helfen. Aber Ihr müßt hübsch artig sein!“ lächelte ihm Gilda zu.

Luigi nickte lebhaft und warf dem Padre einen triumphierenden Blick zu, den dieser mit einem resignierten Seufzer erwiderte.

„So, jetzt haltet hier an diesem Ende, damit der Kranz gestreckt bleibt, bis ich wiederkomme. Ich muß nur schnell den Knaben versehen; denn er hat Hunger. — So, ja so! Aber streckt ihn gut an!“

Dann ging sie dem Kranz entlang, um nach Nestern zu sehen, lächelte im Hinschreiten den Padre und im Zurückschreiten den Bäcker an, nahm Serafino aus der Wiege und schwebte nach einer entzückenden Verbeugung hinaus.

„Das liebliche Geschäft mit dem Knaben hätte sie wohl hier versehen dürfen,“ dachte Luigi und der Padre auch. „Sie verzaubert einen einfach,“ seufzte Giuseppe bei sich und der Bäcker ebenfalls. Dann wurde es ganz still. Leise schwankte in der ersten Dämmerung der grüne Totenkranz mit den roten Blütenflecken; regungslos verharrten die beiden Rivalen auf ihren Plätzen, links des Bäckers bleiche Gestalt, rechts des Pfarrers düstere Umrisse; schaurig flämmerte das Lichtchen vor dem Bild der Himmelskönigin; kein Laut ließ sich vernehmen im Haus. Es war plötzlich wie ausgestorben.

Gilda dachte gar nicht daran, zurückzukehren. Sie saß in ihrer grünen Laube im Garten hinter dem Haus und stillte den Knaben. Und als er satt war, spielte sie vergnüglich mit dem muntern Kind. Sie dachte, die beiden würden schon gehen, wenn es ihnen zu lange zu wahren beginne, und wenn sie auch Deckslein seien, so werden sie doch den Kranz nicht fressen.

So wurde es allmählich Nacht. Im Stübchen war es finster. Einen gespenstigen Schimmer breitete das ewige Lichtchen über den Bäcker aus. Matt leuchtete noch ein Teil des Kranzes im dürftigen Schein, der andere Teil verschwand im Dunkel. Vom Padre war überhaupt nichts mehr zu sehen.

Da seufzte einmal drüben aus seinen Finsternissen der Pfarrer, und der Bäcker hüben seufzte ihm nach. Dann räusperte sich dieser und jener auch. Der Schwarze

flüsterte etwas vor sich hin, das Mehlgespennst murrte in sich hinein. Darauf wurde es wieder eine Weile still.

„Ich habe fast keine Zeit mehr,“ sagte jetzt würdig der Pfarrer. Und der Bäcker knurrte: „Ich muß nun gehen.“ Dann dieser: „Das dauert auch einmal lang.“ Aus dem Dunkel jener: „Das ist doch rücksichtslos!“ „Unverschämt!“ grollte der Bäcker. Er saß nicht vergebens am Flämmchen. Denn ihm begann zuerst ein Licht aufzugehen.

„Wollen mich Ehrwürden entschuldigen; aber ich muß jetzt wirklich nach meinem Teig sehen,“ sagte er, indem er sachte den Kranz sinken ließ und sich erhob.

„Aha, aha, jawohl, ich . . . ich komme auch mit,“ machte eifertig der Pfarrer. „Das Sündenkind hat mich ohnehin zu lange aufgehalten. Ich dachte, mit dem Kranz einen Weg zu ihrem verdorbenen Herzen zu finden; aber die Sünde macht schlangenglatt. Man erreicht nichts mit Güte. Lassen wir den Kranz einfach hier sinken. Ausgestreckt ist er. Ich muß nun andere Saiten aufspannen. Kommen Sie, wir gehen. Wie es finster ist“ — er streichelte im Dunkeln liebevoll Gildas Bettdecke mit der Hand — „Wo sind Sie, Luigi Leopoldi? He, Luigi Leopoldi . . . ? Er ist schon draußen? Jawohl, schon fort. Aber ich mache sie noch zahm! Wie weich und duftig das Bettchen ist! Alles riecht nach Blumen und Zweigen. Hoppla, fast wäre ich gefallen! Wo ist denn die Türe? Ach! Gott selbst müßte einen armen Priester beneiden um solch ein süßes, liebes, sündiges Beichtkind. — Aha, da ist die Türe . . . und die Treppe. Haha! Ich glaube bald, die hat uns zum Narren halten wollen. Wenn nur der Mehllümmel nicht dazwischen gekommen wäre! Nun, morgen ist auch ein Abend!“

Unter solchem Selbstgespräch trat er aus dem dunkeln Haus in den Mondschein hinaus. Dort kam ein schwarzer Kater gesprungen und strich schnurrend am langen Rock des Pfarrers hin. Dann stolzierte er mit hochgehobnem Schwanz miauend und murrend hinter ihm her.

Zweites Kapitel.

In der Laube saß Gilda und neckte sich mit ihrem Kind. Serafino lag quer über ihrem Schoß, jauchzte und strampelte, was er konnte, und der Mond schaute lächelnd über die Sabinerberge zwischen dem Blätterwerk der Laube hindurch auf das liebliche Spiel hernieder.

Da verdunkelte sich der Eingang der Laube, und eine Stimme sagte:

„Ah! Da bist du? Hast du sonst nichts zu tun? Dem Kind wäre auch besser gedient, wenn du es ins Bett legtest und schlafen ließe. Ich bin dem Herrn Luigi Leopoldi begegnet . . .“

Gilda achtete nicht weiter auf die Sprecherin, sondern spielte gelassen mit dem Knaben weiter. Die vor ihr stand, war ihre Mutter. Diese war eine gute Erscheinung, und man konnte ihr blaßes Gesicht keineswegs unschön nennen. Aber ein paar grünliche Augen mit dichtem, rostrotem Wimpernhaar verliehen ihm einen Schein, der in ihren Lebensäußerungen in keinerlei Weise zum Ausdruck kam; denn Frau Giovanna zeigte sich nicht falsch. Weil aber ihr Haupthaar dieselbe unfreundliche Farbe aufwies wie das Wimpernhaar, trug sie stets ein blau und grün gewürfeltes Kopftuch. Augen-

blüchlich hing ein in Muschelform geflochtenes Körbchen an ihrem Arm, in dem sich zwischen fünf Orangen und drei Zitronen eine mittelgroße, grüngelbe Melone befand. Darüber lag ein Rosenkranz aus Perlmutter, und das silberne Kreuz hing über den Rand des Körbchens herab. Denn Frau Giovanna war eine fromme Frau, die nicht nur für sich selbst bereits über einen Schatz vollkommener Ablässe für lange Zeit im voraus verfügte, sondern auch ihre Kranken, Lahmen und Schwachen mit Liebeswerken reichlich bedachte. Sie war bei allen Heiligen eine wohlbekannte Persönlichkeit.

Als von Gilda keine Antwort erfolgte, sprach Frau Giovanna mit etwas schärferm Nachdruck weiter:

„Und Ehrwürden Giuseppe habe ich auch getroffen . . .!“

Gilda fuhr fort mit Serafino zu gaukeln.

Wenn Frau Giovanna ärgerlich war, so rümpfte sie die Nase. War sie aber zornig, so preßte sie die Lippen zusammen. Das war nun der Fall.

Es ist gesagt worden, daß Frau Giovanna trotz der zweifelhaften Erscheinungen in Augen und Haaren nicht falsch war, oder besser gesagt, sich keinerlei Falschheiten ließ zu Schulden kommen. Sie hatte es nämlich mit ihren gottgefälligen Übungen zu einem gewissen Bewußtsein ihrer Frömmigkeit gebracht, das sie vor groben Fehltritten glücklich bewahrte. Denn das Gift, das ihr Seelenleben ausschied, gab sie vorweg tropfenweise an ihre nächste Umgebung ab, sodaß ihr Zorn, wenn er einmal aufloste, eine reine Flamme war. Sie zürnte nie wegen Alltäglichkeiten. Wenn sie zürnte, so geschah es um himmlische Dinge, und zu diesen gehörte auch der Padre.

„So! So! Das ist nun doch zu viel!“ fuhr Frau Giovanna gedämpft los. „Nicht genug damit, daß du mir die Schande und die Sünde ins Haus bringst und dich damit verbarrikadierst wie mit etwas Rechtem, hältst du auch noch frech genug die Männer, die dir Ehre und Heil anzutragen gekommen sind, zum Narren. Oder gesteh, ist's nicht so?“

Gilda hatte aufgehört. Dann ging ein wehmütiges Lächeln über ihr schönes Gesicht, während sie den kleinen Serafino an ihr Herz schloß. Und endlich antwortete sie schlicht und ruhig:

„Luigi kann mir meine Ehre nicht zurückgeben; denn er hat sie nicht. Und Ehrwürden Giuseppe's Heil habe ich nun kennen gelernt. Er ist ungeistlich fleischlich! Ein solches Heil habe ich schon.“

Sie seufzte leise und küßte zärtlich das Kind.

Frau Giovanna war zuerst starr vor Entsetzen. Dann aber flammte ihr Zorn auf, heiß wie Feuer, aber auch unheimlich leise wie Feuer. Sie schrie niemals, wenn sie schalt; aber sie konnte einen mit gedämpfter, gepreßter Stimme zur Hölle verdammen.

„So! So! Nun brauchst du nichts mehr zu sagen, nun hast du dich in deiner ganzen Schamlosigkeit gezeigt! Behüte mich Gott und die Heiligen, daß ich mit offenkundig gewordener Verworfenheit unter einem Dache lebe! Du bist nicht Giovannas, sondern des Lasters Tochter. Dies Haus ist aber nicht des Lasters, sondern Giovannas Haus. Verstehst du das? Tue, was du kannst. Ich jage dich nicht hinaus. Behüte mich Gott! Aber ich werde vor den Heiligen liegen, bis mein Haus

rein ist oder bis sich mir die andere Wohnstätte im Himmel öffnet. Lebe, wie du es verdienst, und fahre danach, wohin du gehörst!“

Damit raffte sie ihr Kleid zusammen, drehte sich um und verließ hochauferichtet ihre Tochter. Sie war über die gehörten Worte im tiefsten Innern empört, und ob Gilda den Herrgott oder den Pfarrer lästerte, war bei ihr ein und dasselbe.

Gerade aus zur Kirche schritt sie und sah weder links noch rechts. Und vor dem prächtigen Altar der heiligen Muttergottes stellte sie ihr Früchtekörbchen ab, ergriff ihren Rosenkranz und begann auf ihren Knien brünstig und heftig gegen ihre Tochter zu beten.

Das Verhältnis zwischen Mutter und Tochter war schon lange kein sehr inniges mehr gewesen, was schon durch die große Verschiedenheit der Charaktere bedingt ward.

Gilda war ein schönes, liebes, heiteres Weltkind, während ihre Mutter weder zu scherzen noch zu lachen verstand, ihre ganze Inbrunst auf ihre Kirche und auf die Heiligen geworfen und ihre spärliche frühere Heiterkeit zu gunsten der ewigen Seligkeit noch vollends unterdrückt hatte.

So hatte sie auch mit heiligem Eifer die heranblühende Gilda mit ihrer Gottseligkeit geängstigt, und es hatte nur des Dazwischentretens des prächtigen, schöngeistigen Michelangelo bedurft, um Gildas heimliches, unschuldiges Verlangen, für all die ausgestandene Pein einmal gründlich über die Schnur zu hauen, zur Tat werden zu lassen, zur Tat allerdings, deren liebliche Frucht der kleine herzige Serafino war.

Während nun Frau Giovanna vor dem Altar gegen ihre Tochter eiferte, ging diese besonnen in ihrem Stübchen hin und wieder. Sie suchte von ihren Sachen diejenigen heraus, deren sie für eine größere Reise glaubte zu bedürfen. Sie war weder aufgereggt, noch niedergeschlagen. Was sie still bewegte, war ein sanftes Gemisch von ein wenig Behmut, ein wenig Bitterkeit, etwas Gottvertrauen, noch mehr Unternehmungslust und viel Sehnsucht nach Michelangelo. Sie war bei den Worten ihrer Mutter weder erschrocken, noch darob erzürnt. Allein von ihrem Herzen war irgend etwas leise abgefallen. Das war das letzte Gefühl der Zugehörigkeit zur Mutter gewesen. Jetzt war sie frei.

Serafino schlief wieder in seiner Wiege. Als Gilda ihr Bündelchen zusammengesucht hatte, begann sie sich der bevorstehenden Unternehmung gemäß umzukleiden, und so genau paßte sie alle Einzelheiten den Anforderungen der Reise an, daß sie selbst ihr Haar löste, um die Zöpfe fester zu flechten und aufzustecken. Und wie sie so im goldigen Dämmerchein ihres Lämpchens mit aufgelöstem Haar und entblößten Armen vor dem Spiegel stand, ward es ihr plötzlich, als sei sie heute zum letzten Mal glücklich und schön. Und ihr Bild im Spiegel blickte sie auch so traurig an, daß sie ihm hätte in die Arme sinken mögen, um vor aufquellendem Mitleid und vor eigener Betrübniß an seinem Busen sich auszuweinen. Ihre Augen begannen zu flimmern, und plötzlich drang ihr das Weinen so heiß vom Herzen herauf, daß sie schluchzend auf einen der Stühle sank. Das war Trennungsschmerz. Ließ es sie zuerst ruhig, daß sie sich von nichts und niemand Geliebtem mehr loszureißen hatte,

so fiel ihr ihre Verlassenheit und Einsamkeit nun plötzlich auf die Seele. Im Jammer des Auseinandergehens schlummert unter Rosenknospen die Hoffnung auf Wiedersehen. Wo aber eines ungeliebt und unbeweint sich aus der Heimat fortschleichen muß, wird es nur Schatten in seiner Abschiedsstunde finden, und wo es sonst noch hinschaut, Schatten. Hinter sich die Todeschatten abgedorrter Freuden und vor sich die Trostlosigkeiten der Fremde, und das Spärliche, woran es bisher noch das genügsame Herz erheiterte, muß es zurücklassen. Und wohl weinst du, armes Mädchen! Denn du gehst Liebe suchen und weißt nicht, ob du sie finden wirst, und weißt nicht, ob du vor verschlossenen Türen oder an Gräbern jammernd zusammenbrechen mußt.

Als Gilda sich von ihrem Tränenausbruch erhob, war es ihr zwar keineswegs leichter ums Herz; doch sie hatte ihren Gefühlen Genüge getan und wandte sich daher gefaßter ihren unterbrochenen Geschäften zu, die

sie in kurzer Zeit zur Vollendung brachte. Und als alles getan war, nahm Gilda den schlafenden Serafino auf, um aus dem nackten Amörlein einen kleinen Eskimo zu machen, so eifrig hüllte sie die weinerliche Schlaftrunkenheit in Kleider und Tücher ein. Dabei erheiterte sich ihr Auge wieder; denn es kam ihr ins Bewußtsein zurück, daß ihr, es mochte gehen, wie es wollte, dieser heranwachsende liebevolle Trost nicht ohne ihren Willen konnte weggenommen werden. Sie fühlte sich reich im Besitz ihres Kindes, und ihr Sohn ersetzte ihr völlig alle Verwandten und verlorenen Freundschaften.

Und nachdem sie sich ein weißseidenes Tüchlein mit zartroter und -blauer Handstickerei um den Kopf gebunden, ihre ersparten Siren an sich genommen und endlich Michelangelos Bild in den Busen gesteckt hatte, verließ sie mit ihrem Kind das elterliche Haus, während die Glocken der mondbeschiedenen Stadt Mitternacht verkündeten.

(Fortsetzung folgt).

Ein neues Werk



Ferdinand Vänziger, Heiden.

von dem in Fachkreisen geschätzten Zeichner Ferdinand Vänziger in Heiden ist in hübscher Ausstattung vom Art. Institut Drell Füßli in Zürich herausgegeben worden. „Moderne Motive

für Zeichner“ ist der Titel des Werkes. Die stattliche Mappe von vierundzwanzig Blättern bietet eine reiche Zahl wirklich hübscher Anregungen, und ein Zeichner oder Graveur braucht sich auch nicht lange zu besinnen, ob er sie für seine Bibliothek anschaffen will. Mit einigen Ideen, die er für seine Zwecke umarbeitet, wird er weit über den Ankaufspreis hinaus gedeckt sein, und der übrige reiche Inhalt ist Benefice! Eine neue Serie, die die beiden umstehend wiedergegebenen Zeichnungen enthält, geht der Vollendung entgegen.

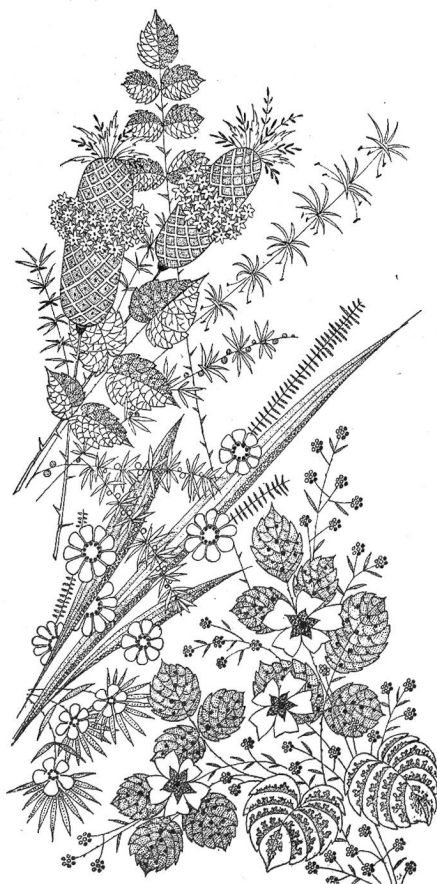
Von Vänziger, dessen Bild nebst einigen Belegen für seine Eigenart den Lesern unserer Zeitschrift willkommen sein werden, kennen wir alle Publikationen. Seine Stärke beruht nicht in pflanzenanatomischen Studien, sondern in einer ganz eigenartigen, phantasie-reichen Kombination von gefälligen Formen und hübschen Effekten. Seine Art zu komponieren ist verwandt mit derjenigen von Pillement, von welchem in Paris bei Arthur Martin, dem vornehmen Dessinateur, noch heute Delfskizzen voll Farbenschönheit und phantastisch erfundenen Blumen- und Blätterkombinationen zu sehen sind.

Modern im streng stilistischen Sinne ist Vänziger nicht. Aber ein erfreulicher Beweis für seine Kraft und Beweglichkeit sind diese neuen Blätter, in denen er zeigt, daß er den frischen Frühlingwind, der jetzt über das schöne Feld der dekorativen Kunst weht, hoch oben im sonnigen Heiden auch an Stirn und Wangen gefühlt hat, ganz wie Viktor Dumont in Paris, der im stehzigsten Jahre, nachdem er im großblumigen Naturalismus Jahrzehnte lang neben Chabal und Müller

tonangebend war, wie ein Ewigjunger moderne Frieze und Flächenmuster komponiert und nebenbei in der Ecole Palissy der jungen Generation die Kunst des Sehens, des Zeichnens, Maßhaltens und selbständigen Komponierens als freundlicher, geduldiger Lehrer beibringt.

Vänziger ist noch jung und sehr rüstig — kaum fünf- undsechzig Jahre alt — und kann uns noch manche wertvolle Anregung bieten. Der Zweck dieser Zeilen ist, einen größern Kreis von Zeichnern, Industriellen u. s. w. auf diesen unermüdblich schaffenden Mann aufmerksam zu machen, damit das neue Werk, und auch die früher herausgegebenen Publikationen, die verdiente Beachtung und Verbreitung finden und mitwirken an der Mehrung unserer Kraft, die wir in der unbittlichen, allgemeinen Konkurrenz heute noch viel ernsthafter beweisen müssen, als wir es früher schon getan haben.

J. Stauffacher, St. Gallen.



Probe aus F. Vänzigers frühern Werken.